Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Die Schweiz 1932.

(Die Schweiz 1932. Ein nationales Jahrbuch. Herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft. 208 S. Eugen Rentsch Verlag Erlenbach-Zürich. Geb. Fr. 8.50.)

Das Jahrbuch besteht aus grundsätzlichen Aufsätzen, aus unpersönlicheren, durch ihr Material zweckdienlichen Referaten, endlich aus Nekrologen und einer Chronik vom Oktober 1930 bis zum September 1931. Um den Preis zu erniedrigen, wurde diesmal auf Bilder verzichtet.

Über die Referate soviel, daß sie von der Landwirtschaft und dem Tessin, von der Maschinenindustrie und vom Strafvollzug, von Musik und Literatur handeln. Aus dem Rahmen fällt nur der explosive Artikel Bührers, der von schiefen Behauptungen strotzt. Seine Auffassung von Tendenzdichtung scheint allmählich zu einer wahren Manie zu werden. Um so fruchtbarer ist jedem Leser die Auseinandersetzung mit den fünf ersten Abhandlungen, die alle Ideen konstruktiver Politik enthalten, wie sie kaum in einem parteipolitischen Organ Gastrecht fänden.

A. Oeri äußert „Schweizerische Gedanken zur Nachkriegspolitik". Jacob Burckhardts geschichtsphilosophischer Geist, wie er sich etwa ausdrückt in der Betrachtung „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte", gibt diesen Erwägungen Haltung, Niveau, Rasse. Oeri bricht radikal mit dem überlebten Fortschrittsgewinsel. Er weiß, daß ein Pendelrhythmus das geschichtliche Geschehen bedingt und er verhehlt uns auch nicht die bestürzende Wahrheit, daß sich Völker, denen es zu gut geht, „gelegentlich ebensosehr nach Veränderung sehnen wie solche, denen es zu schlecht geht". Von den prinzipiellen Einsichten lenkt er dann über zu Krieg und Nachkrieg und endlich zu unserer Aufgabe. Mutige Worte findet er für die Notwendigkeit einer Revision des Paktes von Versailles, vor allem im Sinne des Minderheitenschutzes („Es ist gar nicht einzusehen, weshalb den großen Alliierten nicht recht sein soll, was nach ihrer eigenen Ansicht den kleinen billig ist"), für die Rückgabe eines Großteils der deutschen Kolonien, für die Revision des Kriegsschuldartikels („Sie können sich, ehe sie die Revision des Kriegsschuldartikels gestatten, durch einen deutschen Revers, daß die Reparationspflicht dadurch nicht tangiert werde, decken. Sie können den langsamen Weg eines internationalen Historikerprozesses einschlagen. Aber in den sauren Apfel werden sie so oder so beißen müssen) — endlich für die Preisgabe der Wehrlosmachung Deutschlands. Oeri nimmt an — und hierin ist er vielleicht zu optimistisch —, daß die Amerikaner den Beitritt zum Völkerbund wieder erwägen möchten, wenn erst einmal der Revisionsanspruch von Frankreich anerkannt wäre. Somit stellt er als Aufgabe für uns, im Sinne dieser Revision, „einige Anstrengungen und auch das Risiko einiger diplomatischer Mißhelligkeiten einzusetzen". Wir wollen gerne annehmen, daß Giuseppe Motta durch die Drucklegung seiner Reden nicht davon abgehalten worden sei, sich von diesem Satz des Basler Nationalrats inspirieren zu lassen, der in seiner Kühnheit die Rede von der baslerischen Kühle zu schanden macht.

E. Zellweger flickt anschließend dem politischen Departement nochmals am Zeug. („Für eine vierte Idee in der schweizerischen Außenpolitik") Prof. Guggenheim nannte die Neutralität, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit und die Völkerbundsmitarbeit die „drei konstruktiven Ideen" der schweizerischen Außenpolitik. Die vierte wäre die Abkehr von der jetzt noch geltenden Praxis, nach welcher ein vom Ausland geschädigter Staatsbürger keinen unbedingten Rechtsanspruch auf den Schutz seines Heimatstaates besitzt. Zellweger schlägt vor, in zukünftige Niederlassungsverträge das Recht aller Individuen aufzunehmen, eine sie betreffende Verletzung der Verträge durch die Einreichung direkter Klage bei einer internationalen Gerichts- oder Schiedsinstanz anzufechten. Heute interveniert unser hohes politisches Departement nämlich nur, wenn die Intervention „mit den allgemeinen Interessen des schweizerischen Volksganzen nicht in Widerspruch steht", d. h. es vermeidet das „Risiko diplomatischer Mißhelligkeiten" (siehe oben), m. a. W., es schützt seine Bürger nicht, weil ja, gemäß einem Satz von Politis, „die

Verfolgung von Schutzansprüchen auf dem Rechtswege eines gewissen Mutes bedarf".

Auf die Arbeit E. Dürrs „Vom nationalen Ressentiment" will ich hier nicht eingehen, da ich es ausführlich schon im Dezemberheft des „Zürcher Student" getan habe. Es sei nur gesagt, daß es sich um eine der vielen Auseinandersetzungen mit Keyserling handelt, wobei sich ja jedesmal erweist, daß Keyserling zwar vieles schief, vieles aber auch — und als erster! — sehr richtig gesehen und uns damit schließlich doch einen Dienst erwiesen hat, den wir nicht allzulange mit Stinkbomben, konkret und übertragen, erwidern sollten. Es bleibt dabei allerdings schade, daß Keyserling in der neuen und endgültigen Auflage des „Spektrums Europas" zwar wohl einige Ergänzungen zum Kapitel Schweiz beigefügt, aber immer noch eine schöne Zahl reiner „boutades" hat stehen lassen, die seiner Objektivität kein Ehre machen.

Schließlich sei noch auf die zwei Aufsätze von Hans Nabholz und H. F. Welti hingewiesen. Nabholz spricht über die „Jahrhundertfeier der Regenerationsbewegung" und findet kräftige Worte gegen die überaltete Ideologie des Freisinns. „Theorie und Wirklichkeit sind miteinander in Konflikt geraten und verleihen der Haltung der Partei etwas Verschwommenes, Unsicheres." Seine Mahnung an sie, „wieder schöpferisch zu werden" wird zwar aus tieferliegenden Gründen, die hier nicht auszuführen sind, wohl kaum viel Erfolgsaussichten haben. Welti, der Führer der liberalen Jugend, sieht in der Gewährung des Frauenstimmrechts die wichtigste Forderung der Gegenwart. Sein Aufsatz ist lebendig geschrieben, doch enthält er kaum neue Argumente, auch keinen Hinweis darauf, wie dies Ziel anders als auf dem Wege kantonaler Abstimmungen — der sich als ungangbar erwiesen hat — zu erreichen wäre.

Schade ist, daß Reto Caratsch in seinem Referat „Politische Jugendbewegungen" von seiner N. Z. Z.-gefärbten Brille nicht loskommt und auch über die welschen Bewegungen kaum Kenntnis aus erster Hand verrät. Es bleibt ebenso zu bedauern, daß das Jahrbuch zwar einen Aufsatz von H. P. Zschokke enthält, der heißt „Treiben wir dem Korporationenstaat entgegen?" Jedoch wird darin nicht mehr geboten als eine Aufzählung von Einzelbeobachtungen. Dabei gäbe es heute in der Schweiz schon genug Spezialisten dieser Frage, die man zu einer begründeten Meinungsäußerung hätte einladen können.

Das Jahrbuch der NHG ist gut. Aber es könnte noch viel besser sein. Die Redaktionskommission möge sich davor hüten, daß ihre innerpolitischen Aufsätze allmählich nur von Leuten geschrieben werden, die im Tagesdienst der freisinnigen oder liberalen Partei stehen. Das sei gesagt, weil wir das Jahrbuch wahrhaft repräsentativ für die wirkenden politischen Kräfte sehen möchten. Auch das Kulturelle wäre noch beträchtlich auszubauen. Jedoch, unsere Wünsche seien nicht ungemessen. Wir wissen es wohl: es liegt letztlich am Publikum, ob sie zu erfüllen sind.

Paul Lang.

Deutschland und Europa.

Hermann Stegemann: Deutschland und Europa. Eine geschichtliche Schau und ein politischer Ausblick. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Berlin 1932. XII und 448 S.

Über dies neueste Werk Hermann Stegemanns, das sich seinen frühern historisch-politischen Arbeiten würdig anreiht, auf beschränktem Raum Bericht zu erstatten, ist kaum möglich. Denn von dem stofflichen Reichtum, den es enthält, und von der originellen, geistreichen Durcharbeitung der Materie ließe sich nur durch genauere Analyse ein Begriff geben. Kurz gesagt, haben wir es hier mit einer Verknüpfung der Gesamtgeschichte Europas und Deutschlands, des Landes „der Mittellage", zu tun, für deren Erkenntnis in erster Linie geographische und geopolitische Gesichtspunkte maßgebend sind. Daher kehren Ausdrücke wie „die Gesetze des Raumes", „Gewichtsverteilung", „Verlegung des Schwergewichts", „Frontstellung und Frontwechsel", „strategischer Zwang" häufig wieder. Gegenüber der Betrachtung geopolitischer Probleme, die den Verlauf der europäischen und der deutschen Geschichte bedingten, tritt die Bewertung wirtschaftlicher Tatsachen und geistiger Vorgänge zurück. Indessen bleibt sie keineswegs völlig ausge-

schlossen. Beispielsweise sei auf die Skizze der Geschichte der Hansa und auf die Würdigung der deutschen Mystik hingewiesen.

Bei dem Überblick der so viele Jahrhunderte umfassenden Geschehnisse ergeben sich ungesucht manche Parallel-Erscheinungen. Die italienische und die deutsche Staatenbildung zeigt vom Mittelalter an bis ins neunzehnte Jahrhundert eine auffallende Gleichartigkeit. Das Konstanzer Konzil, als „das erste, außerordentliche verfassunggebende Parlament der Christenheit" bezeichnet, hat diesem Titel nicht entsprochen, erinnert aber an den Völkerbund. „Man wird, sagt der Verfasser, kaum leugnen können, daß die Konstanzer Kasuistik in Genf ihre Auferstehung gefeiert hat. Man verbrennt keine Ketzer mehr, man sorgt nicht mehr um das Kirchenregiment und Konkordate, aber man schafft Völker minderen Rechtes und schmiedet moralische Ketten, beugt Prinzipien, indem man juristische Entscheidungen der Konvenienz der Umstände anpaßt und hütet sich, die Machtgrundlagen einer mit dem Schwerte geschaffenen Ordnung anzutasten." Das durch den Vertrag von Versailles geknechtete Deutschland sucht in dem Deutschland des Interregnums „sein Ebenbild". Allein dieser Vergleich soll nicht dazu dienen, Schwächen und Fehler aufzudecken, sondern „Stärken und Vorzüge hervorzuheben, die das Deutschland des 13. Jahrhunderts und das Deutschland unserer Zeit miteinander gemein haben". „Beide sind um den Hochsitz unter den europäischen Völkern gekommen, aber beide haben sich die Erneuerungskraft bewahrt; beide sind ohne Staatsgewalt und von Parteiungen zerrissen, aber beide sind des Lebens voll. Beide haben nicht Raum noch Brot für das nachwachsende Geschlecht, aber beide mühen sich um eine neue Lebensform und ein tapferes Sein, ... beide sehen die tragende Schicht, jenes das Rittertum, dieses das Bürgertum zerklüftet und geschwächt, aber in beiden ringen sich neue Elemente hervor, ... beiden ist die Krone genommen, aber das Reich erhalten geblieben."

Als die fesselndste und wichtigste Tatsache „der europäischen Geschichte" wird S. 60, 61 bezeichnet, „daß die Lebensrechte Frankreichs und Deutschlands, der beiden aus dem Frankenreich Karls des Großen herausgewachsenen großen Mächte an der Grenze, die sie zwischen sich zogen, feindlich aufeinanderstoßen mußten, wo immer diese lief". Der Widerstreit der Interessen, in dem sich Deutschland und Frankreich seit Alters feindlich begegnen, bezeugt „die Unveränderlichkeit der militärgeographischen Gesetze". Damit wird das Thema wieder aufgenommen, das Stegemann ausführlich schon in seinem Buch „Der Kampf um den Rhein" behandelt hat. Aber er betont aufs neue: Durch „die starre Aufrechterhaltung des Vertrages von Versailles mit allen seither herbeigeschleppten Hilfskonstruktionen wird der deutsch-französische Gegensatz nicht beschwichtigt". Das letzte Kapitel, in dem dies näher ausgeführt wird, berührt sich in manchem Punkt mit dem frühern Werk des Verfassers „Das Trugbild von Versailles". Desgleichen erscheint das vorletzte Kapitel als eine Rekapitulation der berühmten vierbändigen Geschichte des Weltkriegs, die wir seiner Feder verdanken.

In dem riesenhaften Gemälde, das mit sicherer Hand von ihm in seinem neuesten Werk entworfen worden ist, kommt die Schweiz durchaus nicht zu kurz. Die Ansiedlung der vom Mittelrhein vertriebenen Burgunder am Genfersee, als hochbedeutendes Element „der Gestaltung des germano-romanischen Okzidents", die durch die Siege der Schweizer und ihrer Mitstreiter herbeigeführte Zertrümmerung „der weitgespannten Reichsgründung" Karls des Kühnen, der Konflikt der Eidgenossen mit Kaiser Maximilian I. und ihre Trennung vom Reich, ihre Zurückziehung „aus der deutschen Front" im 16. Jahrhundert: alle diese Tatsachen erhalten ihren gebührenden Platz im Rahmen des historischen Gesamtbildes. Sein Anblick gewährt ebensoviel Genuß wie Belehrung und kann dank der universalgeschichtlichen Darstellung über zeitlich gebundene Sorgen und Zweifel hinweghelfen.

Zürich. Alfred Stern.

„Literatur der Weltrevolution."

Rußland — ein fernes materielles Jenseits, ein brodelnder Kessel, von dem wir nur vorsichtig dosiert und geringschätzig glossiert in unsern Zeitungen lesen. Ein verabscheuungswerter Haufe Halb- oder Ganzverrückter, der es wagt geheiligte obrigkeitliche Ordnungen gründlichst umzustürzen.

Ist der russische Versuch wirklich so verrückt? Ist unsere staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Organisation wirklich so heilig und unantastbar, daß sich ihr Schutz unter allen Umständen rechtfertigt? Wie war's doch mit dem Christentum? Aus den Verachtetsten und Niedrigsten geboren, wuchs es an seinem Jenseitsglauben zur Macht, nicht in zehn oder hundert, aber in tausend Jahren. Nun versuchen die Russen der Welt mit dem reinen Diesseitsglauben zu helfen. Wer wagte heute schon zu sagen, was aus den Ideen einst wird, die Rußland und Asien bis in den Grund aufwühlen und zersetzen?

Diese Ideen suchen ihren Weg auch in die übrige Welt. Die **„Literatur der Weltrevolution"**, das „Zentralorgan der internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller", zeugt davon. Die großformatigen Hefte, gut ausgestattet, aber schlecht übersetzt und fehlerhaft gedruckt, erscheinen im Moskauer Staatsverlag. Der Propagandazweck zwingt zur Selbstverhimmelung. Der Standpunkt ist so primitiv als möglich: alles, was in Sowjetrußland geschieht und getan wird, ist herrlich und vollkommen, alles, was außerhalb dieser Ideologie lebt und arbeitet, ist unfrei, faul und verloren. Der Bürger ist immer ganz böse und ganz schlecht, der Bolschewist immer ganz vortrefflich und ganz gut.

Gleich im ersten Heft (Juni 1931) zeigt sich diese kindliche Verzeichnung (die übrigens den Fanatikern aller Richtungen und Schattierungen eigen ist!) in dem, was Lenin über „Literatur" zu sagen wußte: „Die Freiheit des bürgerlichen Schriftstellers, Künstlers und Schauspielers ist nur die maskierte (oder sich heuchlerisch maskierende) Abhängigkeit vom Geldsack, von der Bestechung, vom Unterhalt . . ."

Dieser „bürgerlichen Abhängigkeit" stellt Lenin seine „Freiheit" gegenüber, das „Prinzip der Parteiliteratur". Es besteht darin, „daß die Literatur überhaupt keine von der allgemeinen Sache des Proletariates unabhängige individuelle Betätigung bilden darf. Weg mit den parteilosen Literaten! Weg mit den literarischen Übermenschen! Die literarische Tätigkeit muß zu einem Bestandteil der allgemeinen proletarischen Sache werden." Man muß hinzufügen, daß die „befreiten" Schriftsteller in Rußland nur zu essen bekommen, wenn sie „systemgemäß" schreiben.

Wie stellen sich die so apostrophierten Schriftsteller dazu?

Die „Zweite Internationale Konferenz revolutionärer Schriftsteller" in Charkow (6. bis 15. November 1930) erklärte in einer „Resolution zu den politischen und schöpferischen Fragen der internationalen proletarischen und revolutionären Literatur" sehr eindeutig (Heft 3, Seite 98): „Die Literatur des Proletariats ist nichts anderes als eine Waffe des Klassenkampfes."

Eine kleine Begriffsverwirrung: Die Herren sagen „Literatur" und meinen „politische Reklame".

Das beweist die „Internationale Chronik" (S. 104 und 149 ff.). Da wimmelt es von „Beschlüssen der Exekutivkomitees zur Bildung von Schriftstellerbrigaden (!), die in Fabriken und Betrieben zur Organisation von literarischen Veranstaltungen und zum Studium des Betriebs-, öffentlichen und Kultusleben zu delegieren sind, um das gesammelte Material der schöpferischen Tätigkeit der Sowjetschriftsteller zugrunde zu legen. Da wird stolz erzählt, „daß die an die Stellen des industriellen Durchbruchs entsandten 50 (!) Schriftsteller an den Betriebszeitungen mitarbeiten, Feuilletons, Skizzen, Gedichte, Losungen auf aktuelle Themen schreiben und die Durchführung des Industrie- und Finanzplanes in dem entsprechenden Betrieb beleuchten."

In den aufmarschierenden Zahlen drückt sich die naive Freude eines Volkes aus, das eben schreiben gelernt hat und alles Geschriebene schon für Literatur hält.

Die Ergebnisse sind nicht immer so schlecht, wie der Parteidrill befürchten läßt, ein Beweis dafür, wie viel unverbrauchte Kraft in der Bewegung steckt.

Da ist eine Scenenfolge „Erste Reiterarmee" von W. Wischnews-

lij. Sie führt aus den Schützengräben von 1916 zur Revolution, zur provisorischen Regierung und feiert Lenins Sieg. Die blutigen Peitschen der Kornilowoffiziere müssen den Kontrast liefern. Ein junger Arbeiter wächst sich zum Feldherrn aus. Neben vielen blutrünstigen Phrasen steht die starke, auch menschlich ergreifende Scene vom Soldaten Syssojew, der waffenlos die Brustwehr des Schützengrabens besteigen muß und unverletzt bleibt.

„Die Goldene Gans" von Béla Illés will uns zeigen, daß in Rußland selbst Goethe unrecht hat: das Weibliche zieht zwar auch dort ewig an, aber den waschechten Bolschewisten schert das nicht. Donja, die galizische Jüdin, und Else Lerek, dieses Marktweib, das nur von Ethik herumschwätzt, statt sich die Ohren zu putzen — beides „faulende Menschen", die versinken, wenn die Partei ruft. Es ist schöner und verdienstvoller, als illegaler Dreschmaschinenagent der Weltrevolution zu dienen.

Der Franzose Louis Aragon steuert „Die rote Front" bei. Lassen wir ihn selbst wüten:

„Das schönste Denkmal, das auf dem Platze ragt,
die erhabenste aller Statuen,
die feinste und höchste Säule,
der merkwürdigste Gewölbbogen, der sich mit dem Prisma des Regens (?) vergleichen läßt,
das alles hat gar keinen Wert
neben dem prächtigen steinernen Chaos einer Kirche,
von Dynamit in die Luft gesprengt ...
Das Krachen des Feuerns verleiht der Landschaft
eine Fröhlichkeit, noch nie bekannt;
man erschießt die Ingenieure, die Ärzte,
Tod denen, die auf die Eroberungen des Oktobers Anschläge machten,
Tod den Schädlingen des Fünfjahresplanes!"

Und zwischen diesen Haßausbrüchen des sich selbst zerfleischenden westlichen Intellektuellen tauchen politische Zeitungsberichte auf über die beabsichtigte Intervention, den Überfall auf den Sowjetstaat, eine Angst, die wie Verfolgungswahn anmutet und in allen revolutionären Dichtungen, Resolutionen und Aufrufen wiederkehrt.

Sachlicher gibt sich L. Awerbach in seinem Aufsatz über „Unsere politische Zielsetzung". Und hier offenbart sich auch am deutlichsten das Credo der ganzen riesigen Bewegung. Technisierung im weitesten Umfang, Technisierung um jeden Preis, im rasendsten Tempo. Diesen Leuten ist die Technik noch der wahre Erlöser. Sie sind uns nicht voraus, sondern sie hinken fünfzig Jahre hinten nach. Sie stehen dort, wo wir vor dem großen Aufschwung standen, als „ungeahnte und unbegrenzte technische und chemische Möglichkeiten" alle Lebensfragen und -Rätsel zu lösen versprachen. Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" ins Russische übersetzt. Awerbach zitiert Prof. Joffe als Kronzeugen für „die Tiefe und Breite der heranwachsenden technischen Revolution": „Ausnutzung der Sonnenenergie in Wüsten und Meeren, Elektrizitätsstrahlen von zehn Millionen Volt und darüber als mächtigste Mittel für die Erzeugung chemischer Wärme-, Licht- und biologischer Effekte ..."

Wer vollbringt das alles?

„Die Maschinenaristokratie und die Ingenieuraristokratie wird durch Aufschwung der vergesellschaftlichten Energetik (!) ihrer Herrschaft enthoben und von einem von inneren Gegensätzen freien Kollektiv der Vertreter der lebendigen Arbeit ersetzt, das mit der Energie der Naturelemente ausgerüstet ist ..."

Im Gegenteil, ihr Herren! Hier hat Spengler recht. Das Tempo der technischen Entwicklung läßt sich nur durch „Köpfe" einhalten, nicht durch Kollektive. Hunderttausend Menschen geben weder ein Genie noch einen einzigen Edison. Beides ist unserer Willkür entzogen. Daß es uns geschenkt wird, ist Gnade für den Gläubigen, Zufall für den Skeptiker.

Dem eigentlichen Nährboden bolschewistischer Erfolge kommen wir aber erst näher mit den „Chinesischen Novellen" von O. Erdberg. In der „Taj-Yang-Symphonie" schildert er die kaum verhüllte Sklaverei in einer japanischen Baumwollfabrik. Hart prallen dort primitivste Lebensweise und rücksichtsloseste Maschinenherrschaft aufeinander.

Was wissen wir davon?

Nichts! Aber der Bolschewismus ist diesen und allen Entrechteten die neue Heilslehre, nicht eine mit dem Jenseits vertröstende und einlullende, sondern eine zum Selbstanpacken, zur Selbsthilfe anleitende sehr reale Diesseitsmacht. Wo immer die Verzweiflung gan-

zer Völker keinen Ausweg mehr sieht, wird der Bolschewismus Boden gewinnen. Denn man mag von seinen Lehren fünfzig, achtzig oder neunzig Prozent als Irrtum, Phrase oder offenkundige Prahlerei abziehen — es bleibt da etwas, das in der politischen Stickluft und Verlogenheit unseres Erdballes wie eine scharfe Bise daherfegt, ein ganz großer fanatischer Wille, aufzuräumen mit politischem und wirtschaftlichem Gerümpel. Wir finden diesen Ton fast überall in der „Literatur der Weltrevolution" durch alles Reklamehafte, Übertriebene und Falsche hindurch. Er zeugt dafür, daß dort ein wachgewordenes Volk unter schwersten Opfern und Entbehrungen einen neuen Weg sucht. Den rechten? Es geht ihn, schicksalhaft und blindgläubig wie Kinder und Fromme immer sind.

Hermann Wiedmer.

Eine Philosophie des geistigen Lebens.

Prof. Dr. Emil Haemig an der E. T. H. Voraussetzungen. 50 S. Im Wort und Bild Verlag. Zürich 1932.

Philosophen pflegen dicke Bücher zu schreiben, trotzdem dieselben in unserer Zeit, in der niemand „Zeit hat", meistens nicht gelesen werden. Sie bleiben dann bewunderte Schaustücke. Fällt es aber jemand ein, auf wenig Seiten zu philosophieren, so findet er kaum Beachtung, selbst wenn er sie in hohem Maße verdiente. Das scheint mir bei dem oben angeführten Büchlein von Prof. Haemig der Fall zu sein, das in fast mathematischer Form über grundlegende Voraussetzungen unseres Denkens redet. Daher sei es gestattet auf diese Schrift hinzuweisen, die viele Zweifel unserer Zeit heben kann und vielleicht manchem suchenden Geiste willkommen ist.

Der Verfasser knüpft im ersten Kapitel an Hegel an, der unter Dialektik das Erfassen vieldeutiger Beziehungen versteht. Dann folgt ein Überblick über die Aufgaben und Ziele der kritischen Philosophie und ihrer verschiedenen Methoden wie Dialektik, Psychologie u. a. Das Gesetz soll erforscht werden, das hinter dem geistigen Leben steht, und es fragt sich nur, ob dieses Gesetz in kausaler Gleichförmigkeit aufgebaut ist oder ob es Mehrdeutigkeiten zuläßt. Während die ältere naturwissenschaftliche Auffassung von der Eindeutigkeit ausgeht, muß schon Wundt (Festschrift für Kuno Fischer, Bd. I, S. 50) feststellen, daß zwischen Reiz und Empfindung keine eindeutige Funktionsbeziehung besteht. Mit anderen Worten heißt dies: Die Voraussetzung kausal eindeutiger und umkehrbarer Abhängigkeit zwischen Reiz und Wirkung, zwischen Organerregung und Bewußtsein besitzt keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. So sah sich auch Lipps zur Preisgabe der psychophysischen Ontologie genötigt. Damit ist das Ende der Psychophysik, d. h. der Allgemeingültigkeit eindeutig kausaler Zugehörigkeit und Abhängigkeit von objektivem Erregungszustand und von Bewußtseinsäußerung in jeder inhaltlichen Ausgestaltung ausgesprochen. Die Erforschung des geistigen Lebens hat es mit Vieldeutigkeit zu tun und die Dialektik — nach der Auffassung Hegels — tritt in ihr Amt und muß die Zusammengehörigkeit vieldeutiger Beziehungen erfassen.

Damit hat der Verfasser den Faden gegeben, der die zwei weiteren Kapitel der Schrift an das erste knüpft. Er spricht im II. Kapitel von naturwissenschaftlicher und soziologischer Vieldeutigkeit. Der Mediziner dient ihm als erstes Beispiel. Hat er sich mit der eindeutig naturwissenschaftlichen Erfassung des menschlichen Körpers vertraut gemacht, so geht er an das Leben heran und sieht, daß die physiologischen Prozesse nicht eindeutig, sondern vieldeutig sind. Er wird aus dem Mechaniker ein Organiker und schließlich ein Psychiater. In analoger Weise wendet der Verfasser seine Gedanken auf den Kaufmann, auf die Statistik und anderes an und immer ergeben sich überraschende Schlüsse. Im dritten Kapitel ist von der ethischen und religiösen Vieldeutigkeit die Rede und wir werden direkt in das Evangelium und den Konflikt von Jesus und seinen Gegnern geführt. Daran wird erläutert, wie die gegensätzlichen Voraussetzungen in eine kritische geistige und sachliche Arbeitsgemeinschaft zusammengefaßt werden. Ich will darauf nicht näher eintreten und nur noch den Schlußsatz erwähnen, der sagt: „Die Menschheitserfahrungen bestehen in der Verifikation der Voraussetzungen über die Beschaffenheit des menschlichen Lebens und Handelns, zu denen jede neu zuwachsende Generation immer wieder von neuem zu gelangen sich genötigt sieht".

Der Wert dieser philosophischen Betrachtung besteht wohl darin, daß sie vom mechanischen Dogmatismus und von engem egoistisch-individualistischem Denken befreit, den Horizont erweitert und für vielerlei Lebensauffassungen Verständnis weckt.

Christian Beyel.

Um Goethe.

Es sei auf zwei Schriften hingewiesen, die, in unserem Lande erschienen, sich mit Goethe auseinandersetzen. Mithelfen wollen sie, seines hundertsten Todestages fruchtbar zu gedenken.

A. Attenhofer, als Lyriker und Volkshochschullehrer bekannt, veröffentlicht eine Einführung in Faust I. (Goethes Faust. Bischofberger & Co., Chur). Das Werk trägt Vortragscharakter und dürfte seinen Zweck bei Jugendlichen und Autodidakten vollkommen erreichen. Im Gegensatz zu andern Kommentaren ist es von echter Ehrfurcht für das Geheimnis des Dichterischen beseelt und bar bloßer Afterweisheit. Schließlich bleibt der Faust doch Goethes repräsentativstes Werk und vielleicht das gewichtigste des gesamten germanisch - angelsächsischen Kulturkreises. Aber im Einzelnen ist sein Veraltungsprozeß dennoch nicht aufzuhalten. Somit ist ein Kommentar allen jenen unentbehrlich, die sich den Genuß einer schönen Stelle durch eine unverständliche Zeile nicht wollen rauben lassen. Drum: wenn schon ein Kommentar, dann Attenhofer.

Gottfried Bohnenblust hat es unternommen, Goethes Beziehungen zur Schweiz und zu den Schweizern darzustellen. (Goethe und die Schweiz. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.) Der Verfasser macht einem in seinem Vorwort recht bange, wenn er erklärt, das Buch sei nur für „Wissende" geschrieben; alle einzelnen Tatsachen erneut vorzutragen, sei nicht vonnöten. Wirklich gibt er den allgemeinen Verlauf der drei Schweizerreisen dann auch in einem solchen Tempo, daß man fast nicht zu Atem kommt. Ein gewisser Ausgleich ergibt sich zwar in der Folge, da dieselben Personen in späteren Kapiteln, zum Teil mehrmals, wieder vorkommen. Ein Überkreuzen ist solchergestalt nicht zu vermeiden. Man hat ein bißchen den Eindruck, als ob der Verfasser für seine Stoffeinteilung nicht eine restlos glückliche Lösung gefunden habe, wenn es für manchen auch gewiß einen eigenen Reiz bilden muß, den Standpunkt mehrmals zu ändern und dieselben Dinge in wechselnder Beleuchtung zu sehen.

Bohnenblusts Buch wird wohl die abschließende Darstellung des Gegenstandes bleiben. Er fußt auf einer großen Zahl von Vorarbeiten, die alle mit äußerster Treue und vorbildlichem Fleiß benutzt worden sind. Ein Quellenregister und ein Namensverzeichnis erleichtern die wissenschaftliche Brauchbarkeit. Dennoch wird man das Bedauern nicht los, daß sich Bohnenblust nicht entschließen konnte, mehr auf den Durchschnittsleser Rücksicht zu nehmen. Das Buch, das in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" erscheint, richtet sich doch trotz der Vorrede des Autors seinem ganzen Charakter und seiner Ausstattung nach an einen viel weiteren Kreis als an dessen engste Fachgenossen. Die bisherigen einschlägigen Veröffentlichungen aber lagen diesem weiteren Kreise alle viel zu ferne, als daß man nur darauf verweisen dürfte. Bohnenblust, dem der Umfang der Arbeit vorgeschrieben war, hätte m. E. weit besser getan, auf den Ehrgeiz, alles sagen zu wollen, zu verzichten, um dafür das weitaus Wichtigste für den Laien, den Verlauf der drei Schweizer Reisen, in das Zentrum zu stellen. So aber beschlagen sie knapp ein Drittel des Buches, und alles andere ist Beiwerk und Zutat; gewiß: immer geistreich und beziehungsvoll, doch leider meist nur für den, der bereits schon im Bilde ist. Wäre es aber nicht doch wichtiger gewesen, neue Leser an Goethe heranzuführen? Warum denn all diese Jubiläumsbemühungen, wenn nicht, um Goethe wieder stärker zu einer wirkenden Macht im Bewußtsein der Gegenwart werden zu lassen? Wehe den Hochschulen, wenn deren Größen selbst bei Jubiläen einen Stacheldraht um ihre Götterbilder errichten und selbst dann sich nur an „Wissende" zu wenden gewillt sind.

In Summa: ein schwer befrachtetes Buch. Billig und bequem benutzbar. Aber kaum ein Buch für den helvetischen Laien, der einen Zugang zu Goethe sucht. Schade!

Paul Lang.

Besprochene Bücher.

Attenhofer, A.: Goethes Faust; Bischofberger, Chur.
Bohnenblust, Gottfried: Goethe und die Schweiz; Huber, Frauenfeld.
Die Schweiz 1932; Rentsch, Erlenbach.
Haemig, Emil: Voraussetzungen; Wort und Bild Verlag, Zürich.
Lienert, Meinrad: Die Kunst zu Illendorf; Grote, Berlin.
Literatur der Weltrevolution; Staatsverlag Moskau.
Schickele, René: Der Wolf in der Hürde; Fischer, Berlin.
Stegemann, Hermann: Deutschland und Europa; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

An unsere Bezüger und Leser!

Die unliebsame Verspätung im Erscheinen unserer letzten Hefte konnten wir, nachdem in den jüngsten Wochen noch eine vorübergehende Erkrankung des Schriftleiters dazu trat, nicht mehr einholen. Wir mußten daher das Februar- und Märzheft zu einer Doppelnummer zusammen legen. Vom April, d. h. vom Beginn unseres neuen — zwölften — Jahrganges an, werden unsere Hefte aber wieder regelmäßig jeweils in der ersten Monatshälfte erscheinen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir unsere Bezüger inständig bitten, den Abbau in den persönlichen Ausgaben, zu dem die herrschende Wirtschaftskrise Viele zwingt, nicht auf die „Monatshefte" auszudehnen. Ohne Kenntnis der mannigfaltigen Ursachen der Krisis wird man diese selbst nie zu beseitigen vermögen. Zweck und Sinn unserer Zeitschrift ist aber nun gerade, ein Wegweiser durch diese kritische Zeit und ihre geistigen, politischen und wirtschaftlichen Wirrnisse zu sein. Wir glauben auf diesem Wege unser Teil zur Überwindung der Krisis beizutragen. Also wolle man uns nicht unsere Aufgabe erschweren oder gar verunmöglichen, indem man uns selbst die Folgen der Krisis fühlen läßt.

Wir möchten umgekehrt die Freunde und Gönner unserer Zeitschrift aufs herzlichste bitten, uns ein weiteres Stück vorwärts zu helfen. Wir haben unsern Abonnentenstand trotz der schlechten Zeiten im vergangenen Geschäftsjahr nicht unerheblich zu erhöhen vermocht. Noch ein halbes Tausend Bezüger mehr und wir sind in der Lage, auch in der Richtung auf das Weltanschauliche, Erzieherische und Literarische unsere Zeitschrift so auszubauen, daß wir die Lücke, die durch das Eingehen immer weiterer Monatsschriften im schweizerischen Geistesleben entstanden ist, voll auszufüllen vermögen.

Bei der Gewinnung dieses fehlenden halben Tausends Bezüger können unsere Freunde und Leser uns aber die wertvollsten Dienste leisten: Jeder vierte Leser werbe uns einen neuen Leser. Alle Leser mögen uns Adressen zuschicken, an die wir unsere Hefte unverbindlich zur Einsicht versenden können. Jeder, der dazu in der Lage ist, bestelle für ein bis zwei Jahre unsere Hefte zugunsten eines Freundes oder Bekannten im In- oder Ausland, der von dem Bestehen unserer Zeitschrift noch nichts weiß oder sie sich selbst nicht zu halten vermag.

Der Einzahlungsschein zur Bezahlung des neuen Jahrganges wird dem Aprilheft beiliegen. Wir sehen diesem neuen Jahrgang vertrauensvoll entgegen, überzeugt, daß unsere Lesergemeinde unsere Erwartungen nicht enttäuschen wird.

Schriftleitung und Verlag der Schweizer Monatshefte
Zürich 2, Stockerstraße 64.